

Erzgebirgische Heimatblätter

Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 19. — Sonntag, den 17. April 1927.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 242 und 249.



Ostern naht! Es naht „die strenge Schule!“

Eine Schulstube vor ca. 150 Jahren!

Wie anders die Einrichtung, wie anders der Unterricht, der in ihr erteilt, wie anders die Zucht, die in ihr geübt wird, wie anders der ganze Geist, der in ihr waltet, wenn wir einen Vergleich mit der Gegenwart anstellen!

Die Gesundheitspflege hat man in ihrer hohen Bedeutung noch nicht erkannt. Fußboden, Wände, Decke sollen glatt und ohne Ritzen und Fugen sein, damit der böse Schulschmutz sich leicht entfernen lasse, sich überhaupt möglichst wenig festsetze. Das Tageslicht, das wir heute gern ins Schulzimmer fluten lassen, es muß sich durch kleine in Blei gefaßte Buchenscheiben seinen Eingang erkämpfen. Besondere Lüftungseinrichtungen vermögen wir auf dem Bilde nicht wahrzunehmen. Die sich öffnende und schließende Stubentür und der mächtige Kachelofen in der Ecke, der, wenn in ihm das Holz knistert und prasselnd, die kalte Luft des Zimmers an sich saugt, werden wohl allein die Lüftung zu besorgen haben; selbst die Fenster dürften selten offen stehen. An eine Kleiderablage außerhalb des Schulzimmers ist nicht gedacht. Wie unzulänglich erscheinen weiter die Sitz- und Schreibgelegenheiten für die Kinder! Keine Subsellien, bestehend aus Sitzbank und davor feststehendem schrägen Schreibpult, beide in Höhe und Breite und Abstand voneinander bis auf Zentimeter den verschiedenen Altersstufen angepaßt, sehen wir. Keine bequemen Rückenlehnen: die dauernd auf der Ofenbank ihren Sitzplatz habenden Klei-

nen und die mit ihnen eine Unterrichtsgruppe bildenden zurückgebliebenen Größeren suchen an der Wand des Kachelofens eine Stütze für den Rücken. Auf massiver Holzbank ohne Lehne sitzen die Kinder, wenn sie schreiben, an einer niedrigen Tafel mit wagerechter Platte, auf die sie auch die schwere Bibel und das dicke Gesangbuch, beim Lesen darin, legen. Größere und Kleinere dabei bunt durcheinander gewürfelt! Glücklicher Weise besitzt die Tafel eine Fußstütze, die übrigens auch an der Bank beim Ofen nicht völlig mangelt. Durch peinliche Ordnung wird das Auge nicht erfreut. Das Einzige, wodurch der kahle Raum verschönt wird, ist der Blumenstock, der beim Pulte des Lehrers in der Fensternische blüht.

Worin sie Unterricht empfangen, die derben, stämmigen Jungen, mit ihren treuherzigen Gesichtern, die lieben zarten Mädchlein, das eine sicher wenig über 5 Jahre alt, die freilich etwas gelangweilt dreinschauen? Wir können es zwar nicht hören, aber wir vermögen es uns zu denken, wenn wir die schulgesehlichen Bestimmungen jener Tage kennen, in die uns das Bild verfehlt. Als Hauptaufgabe wird die sittlich-religiöse Bildung der Jugend angesehen und daneben die Uebermittlung von für das praktische Leben wichtigen Kenntnissen und Fertigkeiten. So bildet den Kern und Stern des Unterrichtes der Religionsunterricht. Aber es wäre verkehrt, wollte man annehmen, daß es sich bei demselben nur um das Einprägen starrer toter Dogmen gehandelt habe. Was der Moralunterricht in der Jetztzeit erstrebt, erstrebte man nicht minder

vor anderthalb Jahrhunderten, aber man war mit Recht überzeugt, daß lebendige Sittlichkeit in allen Lebensverhältnissen auf dem Boden gläubiger Hingabe an Gott erwächst, daß dazu das leuchtende Beispiel der Erzieher in Haus und Schule kommen, daß in der Lektüre auf edle Vorbilder hingewiesen werden müsse, daß die Schüler sich gegenseitig zu erziehen hätten und daß, last not least, Selbstprüfung und Selbsterziehung bei der Jugend früh einzusetzen habe. — Eine wichtige Stelle spielte ferner der Unterricht in Gesang. Ja, nach Bestimmung der sächsischen Schulordnung von 1773 konnte sogar in den deutschen Schulen, unseren heutigen Volksschulen, Klavierunterricht erteilt werden, allerdings nur an solche Knaben, die Lust und Zeit dazu besaßen und sonderlich an solche, die sich später als Lehrer für den Kirchendienst vorbereiten lassen wollten. Und vorausgesetzt wurde ferner, daß diese Unterweisung außerhalb der für alle verbindlichen Stunden — an 4 Tagen 6, vorm. von 6—9 Uhr bez. von 7—10 Uhr und nachmittags von 12—3 Uhr, Mittwochs und Sonnabends 3 Stunden vormittags nur — stattfinde. Die Kenntnis der Noten und das Singen danach war den Knaben beizubringen, welche aus der deutschen in eine lateinische Schule überzutreten gedachten und „ins Chor“ gehen wollten. Hieraus erklärt sich das Klavier auf unserem Bilde, daraus erklären sich Geige, Notenpult und aufgeschlagene Notenhefte vor dem Klavier. — Als wichtigster Unterrichtsgegenstand neben Religion galt das Lesen, wozu sich noch Schreiben — Schönschreiben und Rechtschreiben — gesellten; Stilübungen fehlten, doch suchte man den Bedürfnissen des späteren praktischen Lebens entgegenzukommen, indem die Schulkinder Briefe, Rechnungen, Quittungen abschreiben mußten, was freilich nicht ausreichte, später selbständig Briefe zu „dichten“. Selbstredend wurde schließlich das Rechnen nicht übersehen. Darüber hinaus gehend, fordert die Sächs. Schulordnung von 1773, den größeren Schulkindern möge das Leichteste, Nützlichste und Nötigste aus der Erdbeschreibung, aus der geist- und weltlichen Geschichte, hiernächst etwas von der Stadt- und Landwirtschaft, von den gewöhnlichsten und nötigsten Handwerken, von geistlichen und weltlichen Aemtern, von den Kirchen- und Landesgesetzen, von dem Gebrauche des Kalenders, der Zeitungen und Intelligenzblätter auf anziehende, angenehme Weise geboten werden.

Die Zucht in der Schule war hart: es fehlte noch der Geist Pestalozzis. Nicht bloß bei vorangegangener fruchtloser Anwendung leichter Strafmittel, nicht nur bei frecher Widersetzlichkeit und bei Begehung grober Unsitlichkeit, für welche Fälle das Schulgesetz von 1873 noch die körperliche Züchtigung erlaubt, wurde zu körperlicher Züch-

tigung geschritten, sondern auch dann wurde zugeschlagen, wenn Verstand und Gedächtnis der Schwachen versagte. Dabei wurde die körperliche Züchtigung nicht selten mit einem gewissen Raffinement ausgeübt, indem man die armen Schulkinder auf die Schienbeine schlug oder nach der Züchtigung, die Strafe verschärfend, sie in die Ecke knien ließ, wie unser Bild es zeigt, knien manchmal sogar auf Erbsen. Auch Strafen, durch welche die Kinder dem Gespött ihrer Schulgenossen preisgegeben wurden — die Kinder bekamen „die Fidel“ zu tragen, es wurden ihnen Efelsohren aufgesetzt u. dgl. — gehörten nicht zu den Seltenheiten. — Auf unserem Bilde, das uns den Lehrer mit dem Stöcke in der Hand zeigt, scheint es sich um ein Strafgericht wegen vorgekommenen Unfuges zu handeln, und was uns lieb ist, nicht um Züchtigung wegen mangelhafter schulischer Leistungen.

Auf das ernstlichste kämpft in Sachsen die Schulordnung von 1773 gegen eine unangemessene Handhabung der Zucht sowohl bei den höheren wie bei den niederen Schulen an. Sie mahnt zu Liebe, Freundlichkeit, Sanftmut und Geduld, sie warnt, in der Strafe nicht Heftigkeit, Zorn, Bitterkeit walten zu lassen, auch nicht zu schimpfen und zu schreien. Sie verbietet, in den Fürstenschulen von den Knaben „die Fidel tragen“, sie hungrig in der Ecke kniend „carieren“ und so zusehen zu lassen, wenn die anderen das Essen einnehmen. Verboten wird, mit „dem Stöcken“ die Schüler auf den Kopf zu schlagen. Nur mit der Rute soll gezüchtigt werden, doch auch mittels dieser ausschließlich auf die Hände und den Rücken, niemals auf Haupt, Backen, Nase, noch sonst in das Gesicht, noch auf den Leib, noch auf die Schienbeine, dabei so selten als nur möglich, und wenn irgend angängig, nach geendeter Lehrstunde. Ebenso bestimmt fordert die Ordnung: „Bei den Haaren sollen die Kinder nicht geraufet, viel weniger hin und her gezogen oder gar geschleppt werden“. Die vorgesehene Behörde tat ihre Pflicht, wie viele unter den Lehrern konnten sich jedoch trotzdem nicht beherrschen! Und es waren das nicht immer die Untüchtigsten.

Das Strafgericht, das auf unserem Bilde im Mittelpunkt steht, gibt dem ganzen ein humoristisches Gepräge. In der Wirklichkeit indes handelte es sich bei derartigen Strafgerichten in der Schule zumeist um recht bitteren Ernst. Gar nicht spaßhaft ist dem kleinen Bösewicht zu Mute, den wir in der Ecke knien und die Stelle mit der Hand berühren sehen, da ihm der Stoß weh getan hat. War es das erstemal, war es das letztemal, daß er Bekanntschaft mit dem Stöcke machte? Wollen wir das letztere hoffen!

Die Schlettau Kirche.

(Fortsetzung.)

(Nach älteren bis etwa Ende des vorigen Jahrhunderts reichenden Aufzeichnungen.)

Die Einweihung des neuen Turmes am 9. Oktober 1842.

Schon frühzeitig strömte eine gewaltige Menschenmenge herbei. Galt es doch, den neuen schönen Turm einzuweihen. Dankerfüllt sang die Gemeinde die alten, ihr so lieb gewordenen Lieder. Die Weiherede hielt Superintendent Schumann aus Annaberg, der „über den hohen Wert christlicher Kirchtürme“ sprach. Der Ortsgeistliche Pfarrer Ziehert predigte über 2. Chronika 15, 7: „Unser Thurm ist unseres Lebens Bild in sechs Aufstiegen: Kindes- Jugend- Mannes- und Greisenalter, Gebet und Glaube. Die Predigt schloß mit den Worten: Seht unsern Thurm, er ist des Lebens Bild. / Das Kind umgaukeln schöne Träume / und tragen es durch seines Lebens ernste Räume. / Das Jünglingsalter, dem es zu wünschen gilt, / fragt nach der Zeit und ihrem Stunden- gange, / des Mannes Thun schön im harmonischen Klange / ins Leben freundlich, ernst und mild, / der Greis erfahrungsreich, will wachen, rufen. / Der Mensch, er naht auf allen Alters- stufen / sich betend dem, den ew'ges Licht umquillt. / Der Christenglaube strahlt durch's Erdenleben / und schützt, wenn Blitz

und Donner es umgeben. / Seht unsern Thurm, er ist des Lebens Bild!“

Weitere Umgestaltungen (bis in die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts).

Im Jahre 1882 wurde der Turm „abgeputzt und samt der übrigen äußeren Fläche des Kirchengebäudes gestrichen.“

1883 wurde das Innere der Kirche „zeit- und stil- gemäß renoviert und dabei vieles Störende und Häßliche entfernt.“ Auch wurde eine neue Orgel aufgestellt. Ueber dem Haupteingange wurden bunte Glasfenster angebracht, die von einem ehemaligen Schlettau, Bernhard Fiedler in Chicago, gestiftet worden waren.

Der Chronist schreibt nun weiter: „1888 mußte der Kirchenbau ausgesetzt werden, weil die Verhandlungen mit der Walthersdorfer Gemeinde nicht zum Abschluß kamen.“ Ich nehme an — vorausgesetzt, daß kein Schreibfehler vorliegt — daß dieser Kirchenbau mit der schon erwähnten Renovierung von 1883 zusammenhängt, obgleich die lange Zeitspanne von 5 Jahren mich stutzig macht. Ein neuer Bau scheint es nicht zu sein, da sonst der Chronist doch wohl den Zeitpunkt, in

dem er angefangen war, vermerkt hätte. Sei dem, wie es wolle, Walthersdorf machte anscheinend Schwierigkeiten wegen der Kostenbeteiligung. Nach langem Warten kam schließlich die Entscheidung des Landeskonfistoriums, wonach Walthersdorf „zu den kirchlichen Bedürfnissen ^{23/100}“ beizutragen hatte.

Bei der Renovierung wurden u. a. beschäftigt die Gebr. Meyer-Buchholz. „Beim Abtragen des Sanktuariums fand man mehrere Münzen aus den Jahren 1664, 1680 usw. Beim Aufgraben des Bodens unter dem Altare stieß man auf verschiedene Gräfte, von denen die eine nachweislich dem Kommissionrathen Fischer gehört hatte — —.“ Sie enthielt 9 gute erhaltene Särge. Die Frauenleichen waren mit schwarzseidenen Stoffen bekleidet. Ferner fand man das Grab des früheren Schlettauener Pfarrers Mag. Chr. Heinrich Zeiß (1728—61 amtiert), einen Kinderfarg, sowie zwei verwitterte Grabplatten in der Ecke rechts vor dem Altarplatte. Die eine Platte deckte das Grab eines tapferen, zu seiner Zeit hoch berühmten Kriegsmannes, namens Wolf Tiefstetter, die andere die Ruhestätte seiner Gemahlin. Tiefstetter war der Sohn eines Kupferschmiedes und brachte es später wegen seiner Tüchtigkeit und Tapferkeit im Kriege bis zum Feldhauptmann. Er diente unter den Kurfürsten Moriz und August. Von letzterem wurde er seiner großen Verdienste halber geadelt. Im Jahre 1544 verheiratete er sich mit Katharina Unsin, der Tochter eines Annaberger Ratsherrn. 1546 hielt er vor dem Wolfensteinener Tore zu Annaberg Heerschau über 2500 gerüstete Männer, die für Kurfürst Moriz geworben worden waren. Unter den 8 Personen, die in der Morgenstunde des 11. Juli 1553 nach der Schlacht bei Sievershausen trauernd das Sterbelager des von einer Kugel getroffenen Kurfürsten Moriz umstanden, befand sich auch „der namhafte Führer des Fußvolkes“ Tiefstetter. Noch im Tode seinem Herrn getreu, folgt er diesem in demselben Jahre, am 1. Oktober, im Tode nach. Er wurde 41 Jahre alt, da er 1512 geboren war.

„Nach 1547, wo Schlettau infolge der Wittenberger Kapitulation an das Albertinische Sachsen fiel, — — hat Tiefstetter wahrscheinlich zur Belohnung seiner im Schmalkaldischen Kriege bewiesenen Tapferkeit das Schloß Schlettau bekommen.“

Er und seine Gemahlin wurden, wie schon erwähnt, in der Schlettauener Kirche beerdigt. Für seine Grabplatte hatte Kaspar Peucer, der Schwager Melanctons und Rektor der Universität Wittenberg, einen Denkspruch verfaßt, worin es von ihm heißt: „Klug beim Rat, tapfer zur Tat, kühn im Wagnis.“

Der Merkwürdigkeit halber sei noch erwähnt, daß damals bei Entfernung einer Mauer neben einer Säule in dem Kirchenschiffe auch ein versteinertes Ei gefunden wurde, das dort über 250 Jahre gelegen haben soll.

Der Altar.

Der Altar „besteht aus dreifachem Säulenaufsatz, vielem Schnitzwerk, reicher und guter Vergoldung, einem großen Gemälde, die Kreuzigung Jesu vorstellend, und vier kleineren Bildern.“

Er wurde 1668 auf Kosten M. David Wendlers, der 1616 in Schlettau geboren und Pfarrer in Regensburg war, errichtet. Ueber dem Altartisch ist neben dem Bildnis David Wendler's eine Aufschrift in lateinischer Sprache angebracht, die auf den Stifter Bezug nimmt.

In den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde, wie man aus einer Bemerkung des Chronisten schließen könnte, bei der Erneuerung des Innern der Kirche auch der mit der Zeit wohl recht unansehnlich gewordene Altar instand gesetzt. In den Altar wurden damals als Erinnerungszzeichen eingelegt (so könnte man eine Stelle in den Aufzeichnungen deuten): „1) Eine Urkunde, 2) Die Nummern der Leipziger Zeitung vom 15. Januar 1689, 1789 u. 1889 und 3.) eine Nummer des Chemnitzer Tageblattes und der Obererzgebirgischen Zeitung vom 16. Juni 1889, 4) Fest-

schrift vom Erzgebirgsverein, 5) einige beim Kirchenbau gefundene Münzen aus dem 17. Jahrhundert, 6) einige Münzen aus der neueren Zeit.“

(Fortsetzung folgt.)

Wie Georg Einkenkel in Buchholz einwanderte.

Zur Erinnerung an einen bahnbrechenden Posamentier des oberen Erzgebirges.

XX. Was sonst noch zu sagen ist.

Einkenkel's Werk war getan. Der neue Buchholzer Industriezweig entwickelte sich weiter und nun ganz von selbst. Er hing nicht mehr bloß an seiner Person. Ueber die weitere Entwicklung dieser Buchholzer Posamentenindustrie zu sprechen, ist hier nicht der Ort. Darum sehen wir von einer Darstellung derselben im Folgenden ab, indem wir nur noch kurz zusammenfassen wollen, was über die weiteren Lebensschicksale Georg Einkenkel's und seiner Familie zu sagen uns übrig bleibt.

Einige Zeit, nachdem sich Georg Einkenkel in Buchholz etabliert hatte, wanderte sein Bruder Peter Einkenkel hier ein. Er verheiratete sich, blieb aber lange kinderlos. Endlich schenkte ihm der Herr ein Söhnchen, dem er den Namen Peter gab. Dessen Tochter, Peter Einkenkel's Enkelin, ist Katharina Einkenkel, welche nach langem Krankenlager im Alter von 67 Jahren und 7 Monaten starb und am 7. Mai 1693 am Sonntag Jubilate mit einer Leichenpredigt beerdigt ward.

Nachdem Jakob Einkenkel und sein treues Weib kurz hinter einander in Dinkelsbühl gestorben waren, kamen auch die beiden jüngsten Brüder, Matthäus und Christoph Einkenkel, nach Buchholz. Matthäus Einkenkel ging später nach Geyer, wo er sich bleibend niederließ und für die Stadt von großem Segen geworden ist. Christoph Einkenkel aber blieb in Buchholz. Wie sein großer Bruder, Georg Einkenkel, ließ auch er sich besonders die Ausbildung von Lehrlingen angelegen sein. Einer seiner hervorragenderen Lehrlinge war z. B. Hans Lorenz der Jüngere, welcher am letzten Augusttage des Jahres 1611, zwei Jahre nach den Annaberger Beschlüssen, vor offener Lade aufgedingt wurde, eine dreijährige Lehrzeit bei dem Bruder des berühmten Meisters durchzumachen.

Georg Einkenkel selbst lebte mit seiner lieben Friederike 27 Jahre in glücklicher Ehe, bis ihm der Tod seine Gattin entriß. 2 Kinder waren aus der Ehe entsprossen, Paul und Georg Einkenkel. Er erlebte, wie wir im 18. Kapitel gelesen, die Freude, sie am 16. Dezember 1610 selbst zu Gesellen sprechen zu können. Gleich seinem Bruder hatte er die Ehre, eine Zeit lang als Bizemeister in Buchholz zu fungieren. Sein Tod erfolgte wahrscheinlich vor dem 5. Oktober 1616. Ein genaueres Datum läßt sich nicht feststellen. Das Jahr, in dem er starb, war ein rechtes Notjahr. Der Sommer war schrecklich heiß gewesen. Häufige Waldbrände hatten stattgefunden. Brunnen und Bäche waren ausgetrocknet. Die Anfänge einer Teuerung machten sich bemerkbar, die im folgenden Jahre ihren Höhepunkt erreichte.

Nach dem Tode des Meisters verließen viele Buchholzer Posamentierer aus Einkenkel's Schule die ihres Wohltäters beraubte Stadt und wendeten sich in die umliegenden Städte und Ortschaften, so besonders nach Annaberg und Scheibenberg. Auch nach Geyer mögen damals viele gegangen sein. Der Name eines der Auswanderer ist uns bekannt. Er ist ein gewisser Esaias Weidlich, welcher im Jahre 1617 in Scheibenberg einwanderte. Der Tod des Meisters muß wie lähmend auf die Buchholzer Posamentenindustrie der folgenden Jahrzehnte gewirkt haben. Es kam jetzt überhaupt und nicht bloß für Buchholz eine schwere Zeit. Es begann der dreißigjährige Krieg. Einkenkel hatte ihn nicht erlebt. „Die Gerechten werden weggerafft vor dem Unglück, und die richtig vor sich gewandelt haben, kommen zum Frieden und ruhen in ihren Kammern!“



Noch 'n Feierohnd.

Ustern im Gebärg.

(Nachdruck verboten.)

E' mannichsmol hot schu gesogt
Dr Bot'r zu sen'n Gung,
Dar wiss'n wollt', wenn Ustern wär':
Wart's oh — 's kimmt zeit genug!

Wärtscht sahe: Wenn dr Schnee zerläßt,
Wenn gruß ward Teich un Boodch,
Un wenn in Schtool dr Riederhah'
Im fümfe ruft'n Tog.

Wenn driem an Born dr Wäd'nbaam
Kriegt Zapple un frisch' Laab,
Un wenn in Gart'n, Huf un Fald
Zammfährt ward Struh un Staab.

Ja, wenn vorm Heisl pfeift dr Star,
Gunge Gänj' un Ant'n schrei':
Do kaast de sich'r sei, mei' Gung,
Doh „Ustern“ zinne ei! — —

Un wos in Stub' un Wartstell' is,
Wärft siech in Fastgelanz,
Rennt hie un har mit Uhgeduld,
Macht alles nei un ganz.

De Muttr' wäscht de Bud'n-Trepp,
Macht Stub' un Kammer rä',
Nicht't 's Klaane-Gartl garfei zamm,
Kährt blüheblank de Shtää'.

Ah weiße Wäsch' gib't's noch ze leeng,
Ze stärk'n Rud un Schärz;
Zun Uss'n fahlt noch Worscht un Flääsch
Un ah awink Gewärz. — —

D'rweile is üm sechse wurn;
Bun Kächturm — o wie schie —
Schallt 's heil'ge Feierohnd-Geleit'
Uebers Dörf'l drüber hie.

Do gieht ins Harz nei jed'r Schlog,
Schafft drinne Frääd' un Fried';
's lacht drinne, wie de Ustersonn',
Die hintern Barg no zieht.

Bald brängt de Sonn' ne Usternorg
Am andern Barg driem rauf;
Dann gib't's e Wannern un e Laam —
Beizeit'n schieht mer auf.

De Boss'n füll'n de Schlüsselbüchs,
Lod'n de Böller voll;
Gesunge ward, gejubeliert —
De Guungd is heit wie toll.

Un gunge Määd, die sieht mer früh
Mit Krug un Kann'l schleing,
Bis se drunt'n in grün'n Wies'ngrund
In Boodch un Quall' nei schieing.

Boll Usternwass'r, hall un klar,
Wärd's Krüg'l vollgeschöp't;
Ganz leif' un schtille gieht's ahamm —
's Gusch'l, wie zugeknöp't.

Doch — wos in Harz'n quillt un wogt,
Dos ruf'n hall un laut
De Glock'n nei in Usternorg:
„Es lebt, wer hofft — vertraut!“

Bernh. Brückner, Leipzig.

'ne klaane Fraa.

(Nachdruck verboten.)

Suchst du dir in Laam 'ne Fraa,
Namm se sei e bißl klaa!
Bleib' fest uff dann Shtandpunkt schiehe:
Wos net gruß is, läßt sich „ziehe“. —
Gefährlich is e langer Stamm;
Dar wächscht lecht „übern Kup zesamm“.

Bist du „klaa“, die Fraa is „gruß“,
Hakt se egal uff dir lus.
Weehst se obr klaa un niedlich,
Ward dar Kampf schu unnerschiedlich,
Un du warscht mirsch wiederkaa':
Uhm is uhm! un Maa bleib't Maa!

Drittens läßt 'sch ne klaane Fraa
Ah viel besser überjah'.
Imgedreht — do is kaa Wunner —
Guckt se egal uff dir runner;
's ward dir eit'l kalt un warm
Vor dann bie's'n „Haus-Schandarm“.

Rückst de ohmt e Känkl aus
Un kimmt ebher schbeet ze Haus,
Is dir'sch angst in allen Knoch'n,
Kimmt e langer Drach' gekroch'n. —
Läht 'sch dei' klaanes „Hunscherl“ rei,
Is net halb su haach dar Brei.

Un — wie schlacht is uff'n Tanz
Mit 'ner sitt'n lange Pflanz.
Möchst dr gleich de Flach'n dähne,
Willst de diech nah an se lähne. —
Namm ne ümgedreht'n Fall!
Die huppt — wie e Gummiball.

Schie is aah beim Auspazier'n.
„Herstche,“ lricht se, „tu mich führ'n!
Moll'n e bißl sachte laaf'n . . .
Ah wos miet ze Trink'n kaaf'n!“ — —
De gruke Fraa soot dir fen'n Drach'.
Die schieht wie wild bluß vornewad.

Nu will ich dir bluß aans noch soong:
Aus sei dann aah die bie's'n Kloong
Mit dann verdammt'n Kläderfoga'n!
Brauchst net mit ihr lus ze storch'n;
Klaane Nummern, Wäsch' un Zeig
Kriegst de überol geleich.

Un — wos 's Sprüch'l ahbetrifft,
„Klaane Kröt'n hätt'n Gift“;
Ueberlass' dos andern Leit'n!
Du kaast dir dos hübscher deit'n:
„Meiner Fraa sah' iew's net aa,
Doh ne „Kröt“ draus wach'n kaa.“

Bernh. Brückner, Leipzig.